

## Editorische Notiz

„Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie“ erschien 1980 beim Carl Hanser Verlag, München, Wien und dann 1984 als Taschenbuchausgabe im Ullstein Verlag, Frankfurt/M., Berlin, Wien mit einem gesonderten Vorwort. René König weist im Vorwort selber darauf hin, daß in das Buch zwei ältere Arbeiten eingegangen sind.

Ein erstes Grundgerüst legte die Arbeit: *Sketches by a Cosmopolitan German Sociologist*, in: *International Social Science Journal (Unesco)*, Jg. 25, 1973, S. 55-70. In französischer Übersetzung als: *Esquisses par un sociologue allemand cosmopolite*, in: *Revue internationale des Sciences Sociales (Unesco)*, Jg. 25, Paris 1973, S. 57-73.

Der im Vorwort angesprochene Vortrag über Berlin wurde veröffentlicht als: *Berlin zwischen zwei Weltkriegen*, in: *Hesperia. Zeitschrift der Kulturwissenschaftlichen Abteilung des Instituts für Auslandsforschung in Zürich*, Jg. 3, Heft 8, Dezember 1951, S. 156-171.

Nicht gesondert ausgewiesen sind zwei weitere in das Buch eingegangene Arbeiten. Eine Passage über Joseph Goebbels (S. 74ff.) ist entnommen einem Zeitungsbeitrag anlässlich der Veröffentlichung dessen Tagebücher nach dem Krieg: *Dr. Goebbels Posthumus*, in: *St. Galler Tagblatt* vom 15. und 18. Mai 1948.

Die zum Schluß des Buches zitierte längere Passage (S. 310ff.) ist einem Aufsatz entnommen, der im Manuskript den Titel trägt: *Graf Paul Yorck von Wartenburg in Sizilien*. Veröffentlicht wurde der Aufsatz unter dem Titel: *Natur und Historie. Eine vergleichende Studie*, in: *Die Neue Rundschau*, Jg. 47, Oktober und November 1936, S. 1013-1033 und 1190-1208.

Aufgrund des besonderen Charakters der Schriftenreihe wurden die in der Originalausgabe enthaltenen Photographien nicht übernommen. Ebenso wurde als Frontispiz nicht das Titelfoto der Originalausgabe verwendet, das sich jetzt im Band über Mode findet (Schriften Bd. 6), sondern ein Photo von Stefan Moses.

Der zweite, bisher unveröffentlichte Text entstammt einer im Nachlass befindlichen unvollendeten Autobiographie, die mehr persönlich gehalten werden sollte und den Charakter von „Erinnerungen“ hat, und an der René König bis ungefähr 1990 gearbeitet hat. Der Titel „Nebenbei geschehen“ stammt von ihm. Auch dafür wollte er einige ältere Texte wiederverwenden, die an anderer Stelle in die Schriftenreihe eingehen werden. Von den neu geschriebenen Texten fanden etwa zwei Drittel Aufnahme in diese Edition. Größere Kürzungen sind kenntlich gemacht durch Auslassungszeichen; eine Anzahl kleiner sprachlicher Retuschen ist nicht speziell hervorgehoben. Die Reihenfolge der Kapitel wurde teilweise verändert, einzelne Textteile wurden umgestellt, um Zusammenhang und Lesbarkeit trotz der Kürzungen nach Möglichkeit zu wahren oder zu verbessern. Die Zwischentitel sind im wesentlichen von den Herausgebern hinzugefügt worden.

Behandelt werden in diesen Kapiteln die Lebensabschnitte in Danzig und Berlin sowie in Zürich. Der Text kann in der jetzigen Zusammenstellung durchaus als eigenständiger gelesen werden. Die einzelnen Kapitel können aber auch im Anschluß an die jeweiligen Kapitel in „Leben im Widerspruch“ gelesen werden. Die Berliner Erinnerungen (Kap. 1-2, 4-5) mit ihren Rückblicken nach Danzig (Kap. 6-8) gehören zu den Kapiteln II und IV und waren ursprünglich betitelt als „Vorspiel“. Die Züricher Erinnerungen (Kap. 9-21) gehören zum Kapitel VIII und waren ursprünglich betitelt als „Alltag in Zürich“. Eingegangen sind hier auch einige Abschnitte eines Kapitels, das ursprünglich betitelt war als „Die Freunde“.

Das Kapitel „La Taillade“ enthielt ursprünglich auch das jetzt gesondert betitelte Kapitel „Fragmente aus der Familiengeschichte“, das wir an dritter Stelle platziert haben. Es schildert die Vorgeschichte der Familien König und Godefroy und enthält persönlich-familiäre Materialien; insofern gehört es an den Anfang. Zugleich fing das ursprüngliche Manuskript, nach einem kurzen Vorwort, mit der Szene des Reichstagbrands an, was nochmals die zentrale Bedeutung von Nationalsozialismus und Emigration hervorhebt. Das Kapitel zum Verlag „Die Runde“ schließt hier unmittelbar an, so daß erst danach ein Einschnitt sinnvoll erschien. Die weiteren Kapitel folgen in der Grundstruktur weitgehend dem Fluß der ursprünglichen Anordnung, auch wenn, wie angesprochen, einige Verschiebungen und Streichungen vorgenommen worden sind. Den Abschluß bildet das von der Familiengeschichte abgetrennte Kapitel „La Taillade“, das eine besondere und in sich geschlossene Episode darstellt, und auch in der ursprünglichen Fassung am Ende stand.

Das Namensregister wurde aus „Leben im Widerspruch“ übernommen und um die Nennungen aus „Nebenbei geschehen“ ergänzt.

# Nachwort von Oliver König[1]

## 1

Die Entscheidung, den „Versuch einer intellektuellen Autobiographie“ zu schreiben, führt René König – so nachzulesen im Vorwort zu „Leben im Widerspruch“ – auf den Zufall zurück, vom Herausgeber der Unesco-Zeitschrift „Revue internationale des Sciences Sociales“ 1972 eingeladen worden zu sein, ein autobiographisches Profil zu einem Sonderheft beizutragen. Eine ähnliche Begründung bzw. „Rechtfertigung“ findet sich in einer (hier nicht abgedruckten) Vorbemerkung zum zweiten, aus dem Nachlaß stammenden Text „Nebenbei geschehen“, der schon im Titel das biographische Moment in gleicher Weise benennt wie herunterspielt. Auch hier sei der erste Anstoß von außen gekommen, von einem Verlagslektor, der darauf hingewiesen habe, „daß ich in meinem autobiographischen Bericht ‚Leben im Widerspruch‘ (1980) eigentlich einzig die durch einige widrige Umstände erschwerte Karriere eines angehenden Universitätsprofessors beschrieben hätte“, was einem aufgrund der dort geschilderten – und von König auch manchmal so benannten – „Odyssee“ wie eine heftige Untertreibung vorkommen muß.

In Gesprächen war von René König vor der Niederschrift von „Leben im Widerspruch“ oft eine große Skepsis gegenüber der Abfassung von Lebenserinnerungen zu hören, denn diese seien zumeist retuschierte Erzählungen im Rückblick, verklärt durch die Erinnerung und den Wunsch, der Nachwelt ein bestimmtes Bild zu hinterlassen. Wer ihn persönlich oder als Universitätslehrer gekannt und erlebt hat weiß, daß er sowohl im Hörsaal wie auch im privaten Gespräch unter Freunden und bei einem Glas Wein ein grandioser Erzähler war, der Situations- und Personenschilderungen, Anekdoten und Geschichten, die manches wie in einem Brennglas zu zentrieren vermochten, sowie Ereignisse aus der Weltgeschichte mit soziologischer und anthropologischer Reflexion zu einem dichten Teppich zu verweben wußte. Und ebenso wie er dafür bekannt war, im Hörsaal auch private Geschichten zu erzählen, wenn sie ihm für das Thema relevant erschienen, so konnte er im Privaten schon einmal in den Tonfall des Dozierens verfallen. In den Erinnerungen seines alten

Freundes Alphons Silbermann (1989) taucht der „joviale, wildmännige Kölner Soziologieprofessor“ (S. 345) auf, der ihn als einziger des Kölner Professorenkollegiums zu Tisch bittet. „Bei diesen Gelegenheiten stutzt der über seinen Rotwein gebeugte, offenherzig und brillant argumentierende Soziologiekapitän den gesellschaftswissenschaftlichen Spätkömmeling zum Gebrauchssoziologen um“ (S. 387). So wird es manchem Kölner Besucher und Gast am königlichen Eßtisch gegangen sein.

König war sich zumeist des Moments der Selbstinszenierung bewußt, die ihm in vielen Situationen seine Rolle als Universitätslehrer abverlangte oder die er sich selber auferlegte. Dem möglichen Erstarren dieser Inszenierung zur Pose stand aber zugleich seine große Energie und Impulsivität gegenüber sowie die Gleichzeitigkeit von Engagement und Distanzierung. Ein „Leben im Widerspruch“ läßt sich eben nicht nur auf die widrigen Umstände der Zeit beziehen, auf das Überleben in einer „heillos zerfallenen Welt“ (S. 9)[2], sondern zugleich auf die Widersprüchlichkeit der eigenen inneren Welt, wie sie in Herkunftsmilieu und -familie angelegt war, in der Zeit des Heranwachsens zwischen verschiedenen Welten und Kulturen weitere Nahrung gewann und durch die Katastrophen des Jahrhunderts auch eine weltgeschichtliche Rahmensetzung bekam. Wer die hier versammelten alten und neuen autobiographischen Texte liest und sich dabei auf die manchmal kaum faßbare Weiträumigkeit dieses Lebenslaufs einläßt, fragt sich verwundert, wieso seine Niederschrift eines Anstoßes von außen bzw. einer besonderen Begründung bedurfte.

Sicherlich zeigt sich hier auch die auf die Öffentlichkeit zielende Figur des Universitätslehrers, ebenso wie die des Literaten, der im Laufe seiner über sechzigjährigen Produktionszeit eine Vielzahl von Formen erprobt hat und dem es als Soziologe eine Selbstverständlichkeit geworden war, über die Möglichkeiten und Grenzen der gewählten Form nachzudenken und Rechenschaft abzulegen. Mit der „intellektuellen Autobiographie“ wählte er dabei durchaus eine für einen Intellektuellen und Universitätslehrer geläufige Form, angesiedelt in der Mitte zwischen dem „Lehrbuchstil“ einer Darstellung des eigenen Werkes und einem rein persönlichen Erzählstil, der in den Texten aus dem Nachlaß stärker hervortritt (Kohli 1981, S. 431). Auch zeigt sich darin eine spezifisch männliche Art der Selbstdarstellung (Kohli 1981, S. 445), in der die öffentliche Person im Vordergrund steht, während die privaten Angelegenheiten – wie z.B. die Beziehung zu den Eltern oder zur Ehefrau – nur beiläufig erwähnt werden. Dahinter wird aber ein tieferer Widerspruch sichtbar.

„Ich bin ein Grieche, ich habe keine Seele“, so berichtet Friedhelm Neidhardt (in Alemann, Kunz 1992, S. 247) von einem Gespräch zu dritt, zusammen mit Gustav René Hocke, einem alten Jugendfreund Königs. Gemeint war mit dieser zugespitzten und historisch wie philosophisch

durchaus problematischen Anleihe bei den Griechen konkret Königs „Abscheu“ gegen die „Selbstbenommenheit“, in diesem Fall der Tagebücher von André Gide. Ein solches Verharren in der Innenschau – und das Konzept der „Seele“ war ihm ebenso Ausdruck davon wie die intellektuelle Hybris des Bildungshumanismus – war für ihn ein Zeichen für das Scheitern vor dem Leben, wie er dies sehr eindringlich im Kapitel über die Berliner Bohème beschreibt, die „jene Rand- und Grenzgebiete des Lebens, von denen es oft genug keine Rückkehr gab“, erkundete (S. 63). Was sich hier als narzißtische Selbstzerstörung inszenierte, zeigte sich einige Jahre später als opportunistischer Pakt der „deutschen Seele“ mit der Macht, konkret des Nationalsozialismus.

Demgegenüber bezeichnete er sich gelegentlich auch als Renaissance-Menschen, für ihn Sinnbild des schöpferischen Individuums an der Schwelle der Moderne, der sich quasi selbst erschafft. So schreibt er über den unbändigen Willen zur Selbstdarstellung bei Machiavelli und Michelangelo, beide Bürger seiner italienischen Lieblingsstadt Florenz: „Ihr Leben aber war eine einzige Selbstqual, der sie das Höchstmaß an Schönheit abzugewinnen suchten. ... Die Schönheit ist beiden nicht von selber zugefallen, ... wahre Schönheit ist immer nur das Resultat eines umwegreichen Bemühens, sie der Unbill der Zeiten und der Verhältnisse abzutrotzen“ (S. 296). Ersetzt man „Schönheit“ durch „Erkenntnis und Gestaltungskraft“, so öffnet sich ein Blick auf seine eigene Selbstdefinition und Selbsterschaffung. Daß es sich hierbei um eine Metapher aus dem Künstlerischen handelt ist durchaus nicht zufällig, betonte er doch immer wieder, „daß ich meinen Weg zur Soziologie über die Kunst gefunden habe“, so wie die Soziologie „eigentlich zumeist in zweiter Linie das vorher dichterisch Geschaute zu systematisieren sucht“ (S. 31). Freundschaften zu Künstlern wird er sein ganzes Leben lang besonders wertschätzen. Gerade der Künstler steht aber beispielhaft für ein Selbstverständnis, das in der Subjektivität seiner Kreativität und der Einzigartigkeit des daraus geschöpften Werkes ruht.

Einen Kontrast und eine Reibungsfläche bietet dagegen das selbst-aufgelegte Programm für ein autobiographisches Schreiben, das sich beschränken will „auf eine anthropologische Situationsanalyse und die Darstellung der Antworten auf bestimmte Herausforderungen, die in den Rahmen eines Lebenslaufs eingeordnet werden. Da diese Herausforderungen zu ihrer Zeit viele Menschen ähnlicher Art und Einstellung betrafen, ist es letztlich nur von geringer Bedeutung, daß ein einzelner Mensch, der individuell identifizierbar ist, im Mittelpunkt steht, nämlich der Verfasser selber“ (S. 9). Aus dieser Gleichzeitigkeit von Gegensätzlichem, dem radikalen Individualismus des sich selbst erschaffenden Renaissance-Menschen, der die Abgründe narzißtischer Selbstzerstörung geschaut und

überwunden hat, und der Einsicht in die Kontingenz des Geworfenseins in Bedingungen, aufgrund der „dieser Einzelne zur Soziologie als einer möglichen Lösung von Fragen gekommen ist, die ein anderer zu einem anderen Zeitpunkt vielleicht mit einer politischen Handlung, einem Kunstwerk oder mit einer weltanschaulichen Verheißung beantwortet hätte“ (S. 9), erwächst die enorme Schaffenskraft und das Faszinosum der Person und des Lehrers René König.

Ein Echo davon findet sich heute in einer bislang eher relativ geringen expliziten Rezeption des Werkes, während viele der inzwischen ebenfalls in die Jahre gekommenen Generation der ehemals jungen Nachkriegssoziologen von der Wichtigkeit der persönlichen Begegnungen mit König, seiner Ausstrahlung als persönliche Autorität und seinen fachlichen Anregungen berichten (Alemann, Kunz 1992; Fleck 1996; Rosenmayr 1993, Ziegler 1998). In seiner Wirkung steht gerade die Person im Vordergrund, der nach dem Krieg nach Deutschland zurückgekehrte Emigrant, der moralische wie fachliche Orientierung im zerstörten Nachkriegsdeutschland anbot und für viele eine neue Tür zu einem kosmopolitisch geprägten Universum aufmachte.

Natürlich fließt hier auch der Habitus des Wissenschaftlers ein, der die Balance zwischen Person und Sache, bzw. zwischen Genese und Geltung nicht einseitig zu Lasten der Sache verschoben sehen wollte, zumal im akademischen Alltag hinter der offiziellen Kulisse der Objektivierungen der Grabenkrieg der persönlichen Intrige ständige Begleitmusik ist, wovon er persönlich ein Lied zu singen wußte. Auch war er als einer der institutionell einflußreichsten akademischen Soziologen seiner Zeit an manchem Vorgang selber beteiligt, aus seiner Sicht zumeist Abwehrkämpfe gegen wieder in Amt und Würden zurückkehrende ehemalige Nationalsozialisten. Manchmal traf sein Zorn dabei eher zufällig im Weg Stehende, manche seiner Polemiken haben ihm Feinde gemacht, manchen galt er als schwierige Person. Karl Martin Bolte zählt ihn z.B. nicht nur „zu den großen Persönlichkeiten der Soziologie der Nachkriegszeit, ... sondern unter diesen auch (zu) der kleinen, aber sehr einflußreichen Gruppe ‚sensibler intellektueller Haudegen‘“ (Bolte 1989, S. 18).

Aufschlußreich in Königs Reflexion über die Form des autobiographischen Berichts ist es, daß er selber die Grenze zur wissenschaftlichen Form durchlässig macht, indem er als Darstellungsmodus „den von mir in meinen anthropologischen Arbeiten schon öfters benutzten der theoretischen Erzählung oder erzählenden Theorie“ (S. 9) wählt. Mit diesem Anklang an die literarische Form der Erzählung kehrt auch die Person des Erzählers und das durch ihn symbolisierte subjektive Moment wieder zurück. Jenseits aller in soziologischen Fachkreisen üblichen Zuordnungen Königs zu bestimmten nationalen soziologischen Traditionen, in die-

sem Fall der Kerntriade von französischer, deutscher und angelsächsischer Tradition, findet sich hier eine sehr passende Charakterisierung seiner Art von Soziologie. Sie umfaßt sicherlich nicht alle der vielfältigen Veröffentlichungsformen, die er im Laufe seiner Karriere gewählt hat und in denen z.B. gerade auch lehrbuchartige Texte eine wichtige Rolle gespielt haben, aber doch einen wesentlichen Kern. Und mit dieser Charakterisierung läßt sich am ehesten der in der Rezeption aufbrechende Gegensatz zwischen dem geschriebenen Wort und der lebendigen Lehre relativieren, so daß das Werk und die besondere Wirkung des Lehrers wieder näher zusammengedrückt werden können.

## 2

Während wir es bei den autobiographischen Schriften also mit einer hochgradig soziologisch verdichteten Lebensbeschreibung und -deutung zu tun haben, ist umgekehrt das im engeren Sinne wissenschaftliche Werk stark von „persönlichen Eigenarten“ geprägt, Bolte nennt hier „drei spezifische Subjektivitäten“: die Tendenz, das Gedeutete für historische Wahrheit zu halten, alles abseits seiner eigenen Wertungen als falsch zu klassifizieren und aufgrund seiner eigenen Erfahrungen manchem Freund-Feind-Bild aufgesessen zu sein, während er diese Frontbildung in anderen Zusammenhängen selber kritisiert habe (Bolte 1989, S. 17f.).

König war sich zwar der unausweichlichen zeitlichen und kulturellen Gebundenheit jeglicher Deutung durchaus bewußt, betonte er doch immer wieder, daß ihm „kulturanthropologischer Relativismus“ seit den Erfahrungen seiner Kindheit „existenzielle Wirklichkeit“ war (S. 16). Zugleich waren diese Erfahrungen aber verbunden gewesen mit sehr bedrohlich empfundenen Situationen, die nur durch einen Rückzug auf sich selbst gemeistert werden konnten. Exemplarisch dafür steht sein Bericht, wie er als achtjähriger, dessen Französisch besser war als sein Deutsch, in Halle den Ausbruch des ersten Weltkrieges und die damit verbundenen Haßtiraden auf Frankreich erlebte, verbunden mit der Aufforderung an ihn, diesen „Teil meiner selbst“ (S. 17) auf einmal zu verteufeln. „Ich reagierte spontan umgekehrt, stellte mich gewissermaßen mit dem Rücken zur Wand und begann, meine Umgebung scharf zu beobachten, weil ich plötzlich die Gewißheit bekam, daß ich von jetzt an dauernd damit rechnen mußte, von irgendwelchen Seiten her unvorstellbare Nackenschläge zu erhalten“ (S. 17). Die spätere Emigration muß ihm wie eine lange befürchtete Einlösung dieser Bedrohung vorgekommen sein.

Beides, die frühe kulturellevistische Erfahrung und die Notwendigkeit, den eigenen Standpunkt auch unter Belastungen zu behaupten, fließt als emotionale Haltung bzw. als existenzielle Stellungnahme (Alfred Adler) unübersehbar und von ihm auch oft betont in sein Wirken als Wissenschaftler ein. Die kosmopolitische Ausrichtung konnte mit einem extrem gesteigerten Urteil einhergehen, sah er sich oder die Sache bedroht, die er für richtig hielt. Deutlich wird dies nochmals in seiner letzten Buchpublikation „Soziologie in Deutschland“ (1987), in der er eine Reihe von älteren Abhandlungen zusammenfaßte und in einem längeren Vor- und Nachspann eine Deutung des eigenen Wirkens versuchte, in dem mancher Kampf – vor allem gegen den damals gerade verstorbenen Helmut Schelsky – nochmals ausgefochten wird, der schon längst entschieden war oder dessen Fronten anderen Problemstellungen gewichen waren. Neben der hoch persönlichen und emotionalen Qualität dieser Selbstdeutung, die ohne einen Rückgriff auf die Biographie gar nicht verstanden werden kann, bzw. von jüngeren studentischen Lesern sogar „erheblich mißverstanden werden“ könne, wie Bolte (1989, S. 17) zu berichten weiß, ist inhaltlich bedeutsam, daß König auch hier wieder seine Verwurzelung in der französischen Tradition betont und gegenüber der gängigen Deutung verteidigt, er sei vor allem ein Förderer US-amerikanischer Soziologie und hier nochmals besonders der quantifizierenden Verfahren gewesen. Daß er sich dabei überhaupt auf ein solches Entweder-Oder zwischen amerikanischer und französischer Soziologie einläßt, ist aus fachlicher Sicht kaum zu verstehen.

Vielleicht verbirgt sich hinter diesem Streit auch eine andere Erkenntnis, die ihn im Alter sogar manchmal von der Berufsbezeichnung „Soziologe“ abrücken und „Kulturanthropologe“ oder sogar „Ethnologe“ bevorzugen ließ. Man würde sicherlich auch seine Zustimmung und die der meisten Fachkollegen finden, wenn man als Zentrum seines Wirkens den Wiederanschluß der deutschen an die internationale Soziologie ansieht und hier besonders die Überwindung der geisteswissenschaftlichen und sozialphilosophischen Tradition und ihre Ablösung durch eine methodologische und forschungstechnische Fundierung und Professionalisierung des Faches. Ebenso sehr wie er dies gefördert hat, so wenig hat er sich selber manchmal daran gehalten. Gerade eine so sehr durch die Person bestimmte Soziologie, wie er sie betrieb und lebte, war in der Gefahr, in die Nähe der „Intuitionstheoretiker“ zu geraten, denen er so häufig den Kampf angesagt hat, so wie er ja auch in seinen forschungstechnischen Arbeiten die konzeptuelle Phantasie und die Notwendigkeit einer Vision von Wirklichkeit betonte und „die Fähigkeit, im entscheidenden Augenblick alles vergessen zu können, was die Technik der Forschung gebietet“ (1979, S. 369). Allerdings sollte nicht übersehen werden, daß es

sich hierbei nicht um eine persönliche Marotte, sondern um eine theoretisch hochaggregierte und vor allem philosophisch und lebenspraktisch fundierte Haltung handelt, wovon die Autobiographie ein gutes Zeugnis ablegt. Die Positionen, die König vertrat und verteidigte, waren in einem ungeheuren Arbeitspensum erarbeitet worden, davon zeugen neben der Menge an vorliegenden Publikationen auch die zahlreichen sorgfältigen handschriftlichen Ausarbeitungen der 20er und 30er Jahre sowie die vielen Vorlesungsskripte aus den 40er Jahren. Sie waren aber zugleich existentiell und emotional durchlitten worden. Beides zusammen, sein beeindruckendes Wissen und die philosophisch-existentielle Verarbeitung einer weitgespannten Lebenserfahrung, gaben seiner Urteilsfreudigkeit ein sicheres Fundament. Nur wenn man sich diese Verzahnung vergegenwärtigt, wird manche Schärfe in den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen späterer Jahre überhaupt verständlich, weil mit ihnen nicht nur eine Sachfrage, sondern zumeist auch eine existentielle Überlebensfrage verbunden war, die in zweierlei ineinander verschachtelten Formen auftaucht, als psychodynamisches Thema und als das Trauma der Emigration. Davon wird noch zu sprechen sein.

Auch in einem anderen Sinne hat René König dazu beigetragen, daß eine Gelehrten- und Intellektuellenexistenz, wie er sie vorlebte, heute nicht mehr möglich scheint, ist er doch aktiver Teil einer Entwicklung der Sozialwissenschaften dieses Jahrhunderts, die zu einer explosionsartigen Vermehrung des Wissens geführt hat, das von kaum jemandem mehr überblickt werden kann. Das Privileg dieser Generation war es, sich nicht nur einen Überblick über das Fach als ganzes verschaffen zu können, sondern zumeist auch ein fundiertes Wissen der Nachbarwissenschaften zu besitzen, aus denen die meisten ja ursprünglich hervorgegangen waren; im Falle Königs waren dies vor allem Philosophie, Ethnologie und Psychologie sowie Sprach- und Kulturwissenschaften. Entsprechend breit sind bei König dann die Themen und Formen seiner Publikationstätigkeit. Auch wenn man sich nur auf die im engeren Sinne soziologischen Arbeiten beschränkt, gibt es relevante Beiträge von ihm zu Bereichen, die heute mindestens in ein Dutzend Bindestrichsoziologien ausdifferenziert sind, von denen auch ein ausgewiesener Soziologie nur noch einen Teil überblicken und bearbeiten kann, es sei denn in einer hochaggregierten theoretischen Form wie z.B. in der Luhmannschen Soziologie, die von größerer theoretischer Brillanz sein mag, der aber die Lebendigkeit und Lebensverbundenheit der Soziologie Königs fehlt. Diese Entwicklung der Sozialwissenschaften führte mit zu der Tendenz, daß sich Königs Urteilsfreudigkeit manchmal selbst im Wege stand, da die unter anderem durch ihn geförderte Ausdifferenzierung und Professionalisierung differenziertere Beschreibungen, Erklärungen und Urteile erforderlich machte. Zu-

gleich sind viele seiner Texte aufgrund der in ihnen zum Ausdruck kommenden Haltung, ihrer vorwärtstreibenden Kraft und der spürbaren Begeisterung für die Entdeckung des Sozialen auch heute noch von großer Frische und enthalten Einsichten, die jenseits sowohl einer eng verstandenen Fachsoziologie wie auch einer hochtheoretisierenden Soziologie liegen und dem Fach gerade aufgrund seines Erfolges verloren zu gehen drohen.

Zu dem beschriebenen Habitus René Königs paßt nun durchaus, daß er zwar die Stationen seines Werdeganges eindringlich schildert und auch auf einige wesentliche Wegkreuzungen und Entscheidungen aufmerksam macht, aber aufgrund der Charakterisierung des Textes als Situationsanalyse und nicht als Biographie im engeren Sinne keine „Verpflichtung“ fühlte, sich „nach der Einheit der Zeit zu richten“ (S. 10). Sein Umgang mit der Zeit ist sicherlich durch die Auseinandersetzung mit Henri Bergson inspiriert und hebt die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen hervor, insofern im Kind schon die Alterszüge sichtbar sind und beim Gealterten die Kindheit lebendig ist. Dem „Aufweis von ‚Beziehungen‘“ (S. 10) zwischen Personen, Erfahrungen, Strukturen wird der Vorrang gegeben gegenüber der Darstellung einer „Entwicklung“, die zwar dennoch durchaus sichtbar wird, aber häufig mehr als Subtext denn als explizite Schilderung. Verstärkt wird dies dadurch, daß er sein Leben quasi von der Mitte aus erzählt, da „das entscheidende Ereignis meines Lebens eine zwangsweise Ortsveränderung war, wie man das Problem der Exilierung und der Emigration bezeichnen kann“ (S. 10). Und: „Einmal Emigrant, immer Emigrant“ (S. 147)[3]. Das Trauma der Emigration durchzieht nicht nur den autobiographischen Text, sondern das Werk als Ganzes, zumal bis auf die Dissertation (1931, Schriften Bd. 1) und einige Aufsätze das gesamte Werk in die Zeit danach fällt. Einzig das Universitätsbuch (1935, Schriften Bd. 2) bildet eine Art Klammer bzw. einen Übergang, insofern es vor der Emigration veröffentlicht wird, sein baldiges Verbot aber diese mit einleiten wird.

Dieses Trauma, das durch die Vernichtung der europäischen Juden[4] weiter radikalisiert wird, teilt er mit einer ganzen Generation von Intellektuellen, von denen zwar viele den Nationalsozialisten entrinnen können, aber dann an und in der Emigration scheitern, ist doch häufig der persönlichen, familiären und beruflichen Zukunft der Boden entzogen; die resultierende Armut, Vereinsamung und Hoffnungslosigkeit treibt manchen in den Selbstmord. Die Emigration wird für König zum „chosen trauma“ (Vamik Volkan), sie wird zum Zentrum seiner Selbstdeutung und schlägt sich in einer Art „Überlebensschuld“ nieder, wie sie die Holocaust-Forschung inzwischen bis in die zweite und dritte Generation verfolgt hat. Zwar registrierte König eher irritiert, wenn z.B. Alexander

Mitscherlich später davon redete „wir Deutschen haben schreckliche Dinge getan“ (S. 104), aber Jules Selig, ein Freund und Mitbewohner in Zürich, schreibt in seinen Tagebuchaufzeichnungen, daß König sich seit Ende 1940 in einer großen persönlich-beruflichen Krise befunden habe, „der moralische Zwang etwas zu leisten, machte sich einem Alpdruck gleich bemerkbar“ (Tagebuch von Jules Selig vom 28.11.40). Ende 1941 spielte er sogar mit dem Gedanken, nach Deutschland zurückzukehren, da er sich „zu den Menschen gehörig (fühlte), die inmitten des Chaos der Gegenwart an der Welt von Übermorgen bauen, aber wie soll er auf all die jungen Menschen wirken, wenn er deren wesentlichstes Erlebnis, den Krieg, nicht geteilt hat“ (Tagebuch J.S. vom 18.12.41).

In diese Zeit fällt die Entstehung des Sizilienbuches (1943, Schriften Bd. 5), mit seiner „Tiefendimension des Widerstands“ (S. 303), das für ihn immer eine besondere Stellung eingenommen hat, vermochte er doch damit die Verzweiflung der Emigration zu überwinden. Wie sehr er die Emigration als Bedrohung empfunden haben muß, wird in einer kleinen Szene deutlich, die noch in den 30er Jahren in Südwestfrankreich stattfindet, in der Nähe des elterlichen Gutshofs „La Taillade“, an dem ihm „zum ersten Mal die ganze Jämmerlichkeit der Emigration klar wurde“ (S. 419), als er über den betrunken im Stroh liegenden Nachbarn, einen Emigranten aus Deutschland, stolperte. „Nie wieder habe ich in meinem Leben einen Mann in einer verzweifelteren Situation gesehen als hier“ (S. 419).

Immer wieder bricht dieses Trauma in den autobiographischen Texten durch, „der Schmerz bleibt lebendig wie am ersten Tag“ (S. 349). Noch auf den letzten Seiten von „Leben im Widerspruch“, nachdem er, der ein begnadeter Koch war, über die italienische Küche gesprochen hat mit ihrer Mischung von bitter-süßen Geschmacksqualitäten, die ihm zugleich Ausdruck der italienischen Lebensweise und ihrer Kunst des Improvisierens waren, schwenkt er nochmals unverhofft um und betont, daß er dieses Buch nicht für sich selbst geschrieben habe, „sondern in Erinnerung an alle, die mir in den letzten fünfzig Jahren begegnet und auf der Strecke geblieben sind“ (S. 316). Hierbei schwingt im Hintergrund das Wissen mit um die Zufälligkeit des Geschehens und des eigenen Hineingeworfenseins und den nur geringen Abstand zwischen Erfolg und Scheitern auch im eigenen Leben.

## 3

Die Liebe für das Bitter-süße symbolisiert auch das Nebeneinander von Verzweiflung und Unversöhnlichkeit einerseits, Lebens- und Genußfreude andererseits, die als zwei verschiedene emotionale Melodien die autobiographischen Texte durchziehen mit der Tendenz, daß die heiteren Seiten von den traumatischen Erlebnissen in den Hintergrund gedrückt werden. In einer kleinen Szene, gleichsam am Vorabend seiner Emigration, kommt ihr Nebeneinander wunderbar zum Ausdruck, als König von einem Auftritt der Comedian Harmonists in Halle berichtet, die für ihn das Lied anstimmen „Wenn ich vergnügt bin, muß ich singen“ (S. 357). Dieser Zug von Heiterkeit hat ihn nie verlassen und selbst in hohem Alter, als ihm die Geister der Vergangenheit nochmals schwer zu schaffen machten, konnte er von einer geradezu jugendlich-jungenhaften Ausgelassenheit sein. Sein Humor war von liebevoll-scharfer Art, in der Art des Berliner Witzes der 20er und 30er Jahre, und hat wahrscheinlich manchen professoralen Kollegen erschauern lassen, während Studenten und Mitarbeiter von diesem bohemehaften Habitus fasziniert und angezogen waren. Seine häufig um mehrere Jahrzehnte jüngeren Mitarbeiter pflegte er manchmal mit „Väterchen“ anzureden, und wenn er sich durch die Enge der akademischen Welt genervt fühlte, machte er sich Luft mit dem fiktiven Briefanfang: „Sehr geehrter Herr Kollege, ich sitze im kleinsten Zimmer meines Hauses und habe Ihr Schreiben vor mir. Bald werde ich es hinter mir haben“.

Der angesprochene Umgang mit der Zeit in der Darstellung seines Lebensweges, das Nebeneinander von Früherem und Späterem, von Heiterem und Ernstem, ist daher nicht nur Stilmittel, sondern integraler Ausdruck der Person, auch wenn das Gewordensein bzw. der Entwicklungsprozess dahinter etwas zurücktritt. Am deutlichsten wird dieser sicherlich in der Beschreibung der Berliner Zeit, die er als die „reichsten Jahre unseres Lebens“ ansieht, in denen er „wenig studiert, aber unendlich viel gelernt“ (S. 72) habe. Der praktisch gewordene Existentialismus jener Zeit, genährt vom jugendlichen Narzißmus als „gewaltige Triebkraft“ (S. 67), „überhaupt das schwerelose Sich-über-alles-Hinwegsetzen, das uns gelegentlich zu geradezu unglaublichen Arbeitsleistungen beflügelte“ (S. 67), war Zeichen für Aufbruch und Scheitern zugleich. Deutlich wird dies am Schicksal dreier Weggefährten jener Jahre, Wolfgang Hellmert, Klaus Mann und Werner Ziegenfuß<sup>[5]</sup>, deren Lebenswege alle mit ihrem Selbstmord endeten, mal mit, mal ohne Drogen. Diese Mischung aus Narzißmus und Drogen, Homosexualität und selbstgewähltem Außenseitertum, kreativer Schaffenskraft und bohemehafter Verweigerung ge-

genüber der Konvention, entwickelte vor der brodelnden Kulisse von Berlin Faszination und selbstdestruktive Sprengkraft[6]. Von dieser Mischung ist ihm wohl kaum etwas fremd geblieben in jener Zeit. Paris, wohin er 1930 nach den lange zurückliegenden Jahren seiner Kindheit zurückkehrte, war ihm hingegen die Stadt der Sensibilität, aber „nicht unheimlich wie Berlin“ (S. 84f.). Hier konnte man „arm sein ..., ohne unglücklich zu sein“, „einsam sein ..., ohne verlassen zu sein“ (S. 85). Berlin dagegen hinterließ bei ihm wohl auch das Gefühl, nochmals davongekommen zu sein, und es war eine Krankheit, in seinem Fall eine schwere Bronchitis, die den Wechsel mit einleitete. Sie brachte ihn in Verbindung zu dem Arzt, Psychoanalytiker und Künstler Richard Huelsenbeck, der ihn pflegte und ihn „von einer schweren neurotischen Last befreite“ (S. 379). Es erwuchs daraus die Idee für den ersten seiner drei Sizilienaufenthalte, die ihm sowohl physisch und psychisch zu gesunden halfen, als auch einen generellen Wandel in seiner Lebenshaltung und daran anschließend seiner wissenschaftlichen Orientierung einleiteten.

Eine besondere Rolle spielte dabei die Begegnung erst mit dem Werk, später auch mit der Person Karl Löwiths, hier vor allem mit der Schrift „Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen“ (1928), in dem der existentialistischen Konzeption des „homo clausus“ eine gleichsam schon soziologisch anmutende Konzeption sozialen Handelns und mitmenschlicher Beziehungen entgegengesetzt wird. Bei Löwith gibt es kein isoliertes Handeln zweier prinzipiell getrennter Individuen, sondern es „entspringt die Initiative ihres Tun und Lassens eigentlich weder beim einen noch beim anderen, sondern aus ihrem *Verhältnis als solchem*“ (Löwith 1928, S. 100, i.O. kursiv). Diese Hinwendung zum Sozialen, die später konzeptionell in der Habilitationsschrift ausgearbeitet werden sollte (1937/38, Schriften Bd. 3), entsteht also aus einer echten Lebenskrise heraus und aus der Überwindung einer letztendlich als selbstdestruktiv empfundenen Beschäftigung mit jeder Form der übertriebenen Innenschau. Die Folgen dieser Überlebensentscheidung durchziehen das ganze wissenschaftliche Werk und finden ihren Ausdruck in Königs Konzeption von Soziologie als „Wirklichkeitswissenschaft“. Wie alle Entscheidungen, die emotional so stark fundiert sind, wird diese aber auch einen Preis haben, werden doch später manche Entwicklungen, in der Soziologie und anderswo, die ihn an diesen Hintergrund erinnern, allzusehr diesen bekämpften Positionen zugeordnet und beiseite geschoben.

Vor allem aber führte dies dazu, daß sich König manchmal selbst nicht begegnen konnte oder wollte, denn mit der Überwindung einer existentialistischen Haltung wurde diese durchaus nicht restlos getilgt, sondern sie lebte in vielerlei Hinsicht weiter, in seinem Selbstentwurf einer Einheit von Person und Werk, in mancher Kompromißlosigkeit und Unbedingt-

heit seines Handelns, in seinem intellektuellen Habitus, auch in vielen seiner beibehaltenen bohemehaften Züge. Auch hier haben wir es also mit einer echten Gleichzeitigkeit von Gegensätzlichem zu tun, was später häufig zu Gefühlen des Mißverstandenwerdens geführt haben muß in anbetracht seiner Rezeption und Zuordnung innerhalb der deutschen Soziologie, so wenn er z.B. als Repräsentant der „Kölner Schule“ und als Apologet quantitativer Methoden galt, über die er sich manchmal nur noch als „Fliegenbeinzählerei“ lustig machen konnte. Mit den in den 60er und 70er Jahren allmählich sich konturierenden qualitativen Methoden konnte er aber auch nicht warm werden, obwohl sie seinem ethnologischen und feldorientierten Ansatz am ehesten entsprachen, da er sie allzu sehr mit der geisteswissenschaftlichen Verstehenstradition identifizierte, die er ablehnte (König 1967a, S. 12ff.); oder wenn er mit einer engen Konzeption des Faches identifiziert wurde, wie sie der oft zitierte, aber mißverständliche Ausdruck nahelegte von einer Soziologie, die „nichts als Soziologie“ (König 1967b, S. 8) sein wollte. Ähnlich war es mit seiner manchmal überzogen erscheinenden Opposition zu sozialphilosophischen Entwürfen und ihren Vertretern, wie z.B. Adorno. Dies bewirkte z.B., daß die in den ersten Nachkriegsjahren enge Zusammenarbeit mit Horkheimer und Adorno keinerlei Erwähnung erfährt, aber er – bezeichnender Weise im Kapitel über Berlin – Adorno bzw. dessen Habilitationsschrift über Kierkegaard von 1932 einen „elitären Solipsismus“ bescheinigt, „für den jede Beeinträchtigung der existentiellen Subjektivität des Einzelnen eine ‚Entfremdung‘ ist, der die ‚Vergesellschaftung der Gesellschaft‘ entspricht, was in meinen Augen letztendlich absurd ist“ (S. 70).[7]

Auch wenn ihn sicherlich so manches Entfremdungsgefühl bedrängt hat, so war seine Konzeption und seine Lebenshaltung doch eine andere. Auch hierzu findet sich wiederum ein erster Schlüssel im Sizilienbuch, in dem sich „Landschaftserlebnis, ontologische Spekulation und historische Gegenwartsanalyse zu einer Einheit (verschlangen), die mir vor allem die Gewißheit vermittelte, moralisch überleben zu können“ (S. 97). An anderer Stelle heißt es, seine Konzeption des Religiösen sei „im Grunde kosmisch-pantheistisch“, allerdings „ohne die Konzeption der Sünde und der Verlorenheit in der Welt. Hätte ich beides gehabt, so wäre ich wohl angesichts meiner existentiellen Grunddisposition entweder wahnsinzig geworden oder zynisch, was ich beides nicht bin“ (S. 153). In Sizilien erlebt er sicherlich jene „Momente des Im-Einverständnis-mit-sich-selbst-Seins“ (S. 154) als „Geborgenheit in der Welt“, die so schwer zu erlangen wie rar sind und daher häufiger in der Erinnerung existieren „als in der Gegenwart, in der man die Momente des völligen Einklangs mit der Welt zu meist nicht bemerkt“ (S. 154). So sind persönliche und wissenschaftliche

Stellungnahme gegen jegliches Entfremdungsdenken, das ihm als Abkehr von der Welt galt, auf engste miteinander und mit seiner Konzeption des Sozialen verknüpft, ebenso wie der im Sizilienerlebnis stattfindende „Eintritt in den Widerstand“ von ihm zugleich als „existentieller Entschluß zur Soziologie“ (S. 312) gedeutet wird. Im Vorwort zur Aufsatzsammlung „Soziologische Orientierungen“ (1965) heißt es: „Wenn der Verfasser eine Wertentscheidung getroffen hat, die er nicht ausspricht, weil sie ihm so selbstverständlich zu sein scheint wie das Atmen, so ist es die Bejahung dieser Welt, in der er aufgewachsen ist und in der er sich zutiefst zu Hause fühlt, obwohl er darum weiß, daß in hochkomplexen Gesellschaften wie den unseren niemals mehr eine einfache Skala der Bewertung möglich sein wird.“ (S. 10).

Liest man seinen Lebensweg, so ahnt man, daß hier Überzeugung und Selbstauftrag eng beieinander liegen, das Weltvertrauen mußte in anbeacht des frühen Erlebens eines Mit-dem-Rücken-an-der-Wand-Stehens immer wieder neu errungen werden, eben in einem „Leben im Widerspruch“. Zu diesem Widerspruch gehörte es auch, „Soziologie als Oppositionswissenschaft und als Gesellschaftskritik“ zu betreiben, bis hin zu einer manchmal durchbrechenden Dämonisierung jeglicher Macht als „böse an sich“ (S. 297), was ihn aber andererseits keineswegs daran hinderte, sich als jemanden zu bezeichnen, der sich „seit jeher an gesellschaftspolitischen Entscheidungen beteiligt habe“ (1974, S. 9). „Revolutionäre Kritik“ und „realitätsgerechte Reform“ (s. i.d.B.) waren beide gleichermaßen Aufgabe der Soziologie.

Diese existentiellen Fragen, die im Sizilienbuch ihren Höhepunkt in der Beschreibung der Gipfelbesteigung des Ätna finden, blieben für ihn zeitlebens mit Landschaftserlebnissen verbunden. In den späteren und etwas ruhigeren Jahren waren dies vor allem die grandiosen Landschaften des amerikanischen Südwestens und die Hochebenen des Hindukusch in Afghanistan, die aber keineswegs von Menschen entleert und romantisch verklärt wurden, sondern vielmehr dadurch faszinierten, daß die dort lebenden Menschengruppen diesen Landschaften ihr Überleben zum Teil geradezu abtrotzen mußten. Und er betonte in beiden Fällen die Kontinuität seines Kontaktes zu diesen Kulturräumen bis in seine früheste Jugend hinein. Ebenso liebte er das Meer, und während er nach Sizilien nur noch einmal 1970 zurückkehrte, bereiste er lange vor dem Ausbruch des Massentourismus, anfangs noch alleine, später mit seiner Frau und den beiden Söhnen, einige der Perlen des Mittelmeers, Capri, Giglio und Ponza, und Teneriffa von den Kanarischen Inseln. Von diesen Reisen und manchen für ihn beglückenden Erlebnissen findet sich nur wenig in den autobiographischen Texten, was sich durch deren Konzentration auf den intellektuellen Werdegang erklärt.

## 4

Im Fortgang der Erzählung kommt noch ein anderes Moment zum Tragen, liegt doch der Schwerpunkt zum einen auf der Zeit vor Köln, dem Ort seiner eigentlichen Universitätskarriere, zum anderen während der Kölner Zeit vor allem auf seinen beruflichen Auslandsaufenthalten. Köln selber und all die mit dieser Zeit verbundenen beruflichen Projekte und professionellen wie persönlichen Kontakte bleiben eher blaß. Auch seine vielen Schüler kommen so gut wie nicht vor und es überwiegt insgesamt ein Gefühl der Ernüchterung darüber, daß „die Soziologie genauso wenig wie irgendeine andere Wissenschaft die Fähigkeit (hat), den menschlichen Charakter zu stärken“ (S. 143). Zum Teil mag hier auch die Diskretion des Hochschullehrers wirksam sein, der sich aufgrund seiner Dienstpflicht dazu veranlaßt sah, Stillschweigen zu wahren. Und viele der universitären Vorgänge hielt er einfach für zu unwichtig. So beziehen sich auch die Texte aus dem Nachlaß ausschließlich auf die Danziger, Berliner und Zürcher Jahre.

Wesentlicher erscheint aber ein Doppeltes, die Organisation der Lebenserinnerungen um die Emigration herum und das ambivalente Verhältnis gegenüber seiner Rückkehr nach Deutschland, zu der er sich Anfang der 40er Jahre noch so gedrängt gefühlt hatte. So belegen Dokumente aus der Zeit, daß Köln die dritte Wahl war nach Zürich und Frankfurt, wo er im November 1951 zur Wiedereröffnung des Frankfurter Institutes als Repräsentant der ISA sowie der Universitäten Zürich und Köln auftrat und ein Grußwort und Glückwünsche dieser Institutionen übermittelte, woraus sich ein engerer Kontakt zu Horkheimer und Gespräche über eine mögliche Berufung nach Frankfurt entwickelten. Eine von Zürich aus gesponnene Intrige, die die alten Gefühle des Bedrohtheits wiedererweckte, – und wohl auch einige eigene Ungeschicklichkeiten – ließen nicht nur diese mögliche Berufung schon im Vorfeld scheitern, sondern entzogen ihm auch in Zürich, wo er inzwischen für sich und seine Familie eine Heimat sah, die Grundlagen seiner Existenz (Zürcher 1995, S. 239ff.).

Die Rückkehr nach Deutschland erfolgte also unter denkbar unglücklichen Bedingungen und das restaurative Klima der Adenauerzeit, die fachliche wie politische Versteinerung der Kölner Fakultät sowie die Enge des professoral-universitären Milieus und dieses in seinen Augen so durch und durch bürgerlichen Berufes ließen ihn später jede Möglichkeit nutzen, ins Ausland zu entfliehen. Die vielen Gastprofessuren und Aufenthalte in den USA waren für ihn sicherlich auch darum immer eine glückliche Zeit. Dennoch hat er die Vielzahl der Berufungsmöglichkeiten

in die USA immer abgelehnt, obwohl oder vielleicht auch manchmal weil er mit vielen deutsch-jüdischen Emigranten in den USA (wie z.B. Reinhard Bendix, Wolfram Eberhard, Paul Lazarsfeld, Leo Löwenthal, Emilio Willems) Kontakt hatte, blieben doch manche von ihnen immer Fremde in diesem Land.

Der Wunsch nach Heimat war ihm trotz seiner Weltläufigkeit durchaus nicht fremd. Dies zeigt ein kleiner, eher randständiger Aufsatz zum „Begriff der Heimat in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften“ (in König 1965, S. 419-425), in dem viele seiner zentralen soziologischen Themen als Ausdruck einer „Heimatbeziehung“ beschrieben werden, an erster Stelle das Gefühl der Geborgenheit in der Familie und in weniger großer Intensität in der Gemeinde. Angesprochen wird auch „das tiefe Heimatgefühl all derer, die damals (in den zwanziger Jahren) in Berlin gelebt haben“ (1965, S. 420), und die Notwendigkeit, manchmal noch im Erwachsenenalter ein neues Heimatgefühl zu entwickeln, z.B. bei Auswanderern und Emigranten. Zugleich war ihm zu viel Heimat Ausdruck einer „Art von sozialem und kulturellem Solipsismus“ (S.409), dem er die Möglichkeit der Koexistenz mehrerer Heimaten entgegensetzte. Es fing für ihn „mit dem Wunsch nach Wiedersehen ... die Vertrautheit an, die zu Heimat werden kann und damit auch offen für verschiedene Heimaten“ (S. 410), – eine davon wurde der Südwesten der USA.

Daß er sich dennoch gegen eine Emigration in die USA entschied, hängt sicherlich mit dem schon früh gefühlten Auftrag zusammen, mitzuwirken bei der Suche nach einer neuen Moral und Lebensart für die deutsche Nachkriegsgesellschaft. Die Erfahrungen allerdings, die er im Kapitel „Zurück nach Deutschland“ schildert, sind wenig versöhnlich und die Begegnungen mit allzu vielen „Herren mit dem ausgeleierten Gewissen“ veranlassen ihn zu dem Urteil, „daß die Deutschen zwar tüchtig, politisch aber sicher eines der dümmsten Völker sind“ (S. 167), was die Kritiken nach der Erstveröffentlichung des Buches 1980 häufig besonders hervorhoben und ihm den einen oder anderen Schmähbrief einbrachte. Der „jüdische Blick“ (S. 148), wie er dies nannte, machte ihn einerseits zu einer moralischen Instanz der Nachkriegszeit, andererseits verfolgten ihn die Schatten der Vergangenheit auch dann noch, als er eigentlich zufrieden auf die Ergebnisse seines Wirkens hätte blicken können, was ihm aber – vor allem in den letzten Lebensjahren – nicht vergönnt war. Dies ging sogar so weit, daß er die Entscheidung, nach Deutschland zurückgekommen zu sein, nachträglich als Fehler beurteilte. Der dahinter stehende emotionale Konflikt begleitete ihn bis in den Tod am 21. März 1992.

## 5

Dieser Konflikt kann bis in die frühe Kindheit verfolgt werden, ohne daß man dabei einer psychologisierenden Deutung von Person, Leben und Werk aufsitzen würde. Da er selber eine Art der Familienrekonstruktion versuchte, was ihm aber nur noch teilweise gelang, soll hierauf als abschließende Klammer eingegangen werden. Er selber spricht über das problematische Verhältnis zu seinen Eltern nur immer in Nebenbemerkungen, legt hierbei aber deutliche Spuren. So begründet er die Entscheidung, nicht nach Frankreich, sondern in die Schweiz emigriert zu sein, damit, daß dies „eine Entscheidung gegen meinen Vater und damit gegen Deutschland bedeutet“ (S. 95) hätte, und damit eine Entscheidung für die Mutter, so muß man hinzufügen. Sprechen die wenigen frühen Photographien eher für ein inniges Verhältnis zur Mutter, die ihn als kleinen Jungen – ganz im Stil der Zeit – schon einmal in Mädchenkleider steckte, so muß dieses Verhältnis mit beginnender Ablösung vom Elternhaus immer problematischer geworden sein. Die Figur des Vaters kommt zwar in den Beschreibungen der frühen Jahre häufiger vor, vor allem in Zusammenhang mit dessen beruflich bedingten Ortswechseln, bleibt aber als Person eigentümlich blaß gegenüber z.B. dem Großvater Julius und den Onkeln.

Königs Bemerkung, daß er „als Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter über eine Grenze hinweg geboren worden“ (S. 15) und seine Erziehung „zwischen Paris und Magdeburg“ in zwei verschiedenen Erziehungssystemen stattgefunden habe, die ihm zwar beide gleichermaßen Bestandteile seines Unbewußten seien, aber „sprachlich auf zwei völlig getrennten Ebenen“ angesiedelt, läßt einen Ambivalenzkonflikt erahnen, der das Einzelkind nicht nur zwischen den beiden Eltern hin und her schwanken läßt, sondern dies von Anfang an sprachlich und damit kulturell überformt. Eine gleichsam weltgeschichtliche Rahmung erhält diese Konstellation dadurch, daß die beiden beteiligten Nationen bzw. kulturellen Räume in den kommenden Jahren in zwei aberwitzig zerstörerische Kriege verwickelt werden, die die Eltern in beiden Fällen in Deutschland erleben. König schildert die Eltern in ihrer Haltung als deutsch-national in einem großbürgerlichen Sinne (S. 340). Obwohl die Verantwortung für diese Kriege auf der deutschen Seite zu suchen ist, wird ihm die französische Mutter nach dem zweiten Weltkrieg vorwerfen, er sei „nicht für das Vaterland in den Krieg gegangen“, was den Bruch nochmals bestätigte und verstärkte. Dennoch ließ sie sich, die sie durch die Heirat automatisch deutsche Bürgerin geworden war, nach dem Tod ihres Mannes wieder in Frankreich einbürgern und liegt heute in Paris begraben.

König selber leitet seine Betrachtungen zur Geschichte seiner Familie mit der Bemerkung ein, daß diese „im Grunde schon lange schwer erschüttert war, da im bürgerlichen Sinne irgendwo eine unbezähmbare Orientierungslosigkeit herrschte, die vielleicht schon am Anfang des Jahrhunderts verbreiteter war, als man heute annimmt“ (S. 331), ein Thema, das in seiner Familiensoziologie an zentraler Stelle als Desorganisation und Desintegration auftaucht (König 1974, bes. S. 55-87). Diese Erschütterung hatte zumindest ein konkretes Thema, das dem Sohn gegenüber als Tabu gehandhabt wurde, aber im Familiensystem im Sinne einer „unsichtbaren Bindung“ (Ivan Boszormenyi-Nagy 1981) wahrscheinlich dennoch wirksam war. Der Vater Gustav (1876-1952) hatte vier Jahre vor René Königs Geburt einen unehelichen Sohn gezeugt, die Mutter aber – angeblich aus „Standesgründen“ – nicht geheiratet. Es ist anzunehmen, daß die spätere Ehefrau Gustav Königs, René's Mutter Marguerite Godefroy (1877-1961), von Anfang an von diesem Kind wußte, betonte sie doch später, als René von diesem Sohn erfahren hatte und die Eltern zur Rede stellte, man habe die Alimente immer pünktlich überwiesen, was für König Ausdruck dieser Erschütterung war. „Hier verstand ich, daß wir eine absolute Grenze erreicht hatten, und schwieg“ (S. 342).

Zugleich setzte sich auch bei König nochmals ein Teil des Familientabus durch, wird diese Begebenheit doch erst in den späteren autobiographischen Texten erwähnt. Und den genaueren familiären Hintergrund erfährt man nur aus den Memoiren des Halbbruders Gustav Fröhlich, der als Schauspieler Karriere gemacht hat (Fröhlich 1982). Zwar wechselt auch dessen Darstellung zwischen Faktizität und romantischer Stilisierung, bietet aber genug Informationen, um das Geschehen zu rekonstruieren. Gustav König schwängerte als junger Student von 24 Jahren die mit 17 Jahren jüngste von drei Schwestern, bei deren Eltern er als Untermieter wohnte. Die Schwangere verläßt ihr Elternhaus und folgt dem Studenten an seinen neuen Studienort. Dieser ließ, „von seinen Eltern ermutigt, das Mädchen schließlich doch in seiner Not allein“ (Fröhlich 1982, S. 22). Seine Eltern sorgten über ihre Anwälte dafür, daß dem Kinde „Unterhalt und Erziehung bis zum erwerbstätigen Alter“ zukam, das hieß damals bis zum 15. Lebensjahr, „und zwar entsprechend dem Stande der Mutter“ (S. 23), der nach unten gehandelt wurde. „Die reichen Eltern des Verführers kamen billig davon“ (S. 23). Der uneheliche Sohn wuchs „praktisch ohne Vater und Mutter“ (S. 9) die meiste Zeit bei mehrmals wechselnden Pflegeeltern auf. Nur für eine kurze Zeit, nachdem seine Mutter sich wieder mit ihren Eltern versöhnt hatte, wohnte er im Haus der Großeltern. Aus der Familientherapie (Stierlin 1978) ist vielfältig belegt, daß sich ein solches Schicksal eines weggegebenen Kindes über die

angesprochenen „unsichtbaren Bindungen“ auf einen Nachgeborenen und dessen emotionale Grundgestimmtheit auswirken kann, ohne daß dieser von den Geschehnissen Kenntnis haben muß, bzw. gerade wenn diese als Tabu gehandelt werden. René Königs in Krisensituationen aufkommende Gefühle des Ausgeschlossen- und Bedrohtseins und sein manchmal Sich-selbst-nicht-begegnen-Wollen bekommen dadurch einen familiendynamischen Hintergrund.

Es mag ein Zufall oder ebenso ein Ausdruck dieser „unsichtbaren Bindungen“ sein, daß aus diesem unehelichen Sohn der Schauspieler Gustav Fröhlich wurde, der in einem der Klassiker des expressionistischen Films der 20er Jahre, „Metropolis“ von Fritz Lang, die männliche Hauptrolle spielte. Er sah dabei dem jungen König zum Verwechseln ähnlich und zugleich repräsentierte er damit die künstlerische Familientradition, über die René König sowohl für die Familie König wie für die Familie Godefroy berichtet.

Diese künstlerische Ausrichtung und die großbürgerlich-polyglotte Atmosphäre in beiden Familien bescherte ihm eine Ausbildung als Konzertpianist und frühe Begegnungen mit Künstlern, vor allem Musikern und Malern. Freundschaften zu Malern wird er sein Leben lang wertschätzen, über einige berichtet er. Der Kontakt zur Musik bricht aber fast vollständig ab, vor allem das aktive Musizieren, vielleicht weil es zu sehr mit einer Lebensphase verbunden bleibt, die er hinter sich zu lassen wünschte. Eine besondere Note bekommt dies nochmals durch die Schilderungen zu Reinhard Heydrich und sein daraus erwachsenes „Mißtrauen gegen Menschen einer blicklos-innerlichen Musikalität“ (S. 364), was ihn von der Musik fortführte, hin zu den malerischen und plastischen Künsten.

Beiden Familien bescheinigt er als Gemeinsamkeit „einen gewissen Hang zur Technik und eine erhöhte Mobilität“ (S. 338). Letztere äußerte sich in häufigen Umzügen und Auslandsaufenthalten und der Tatsache, daß Heiraten „über eine Grenze hinweg“ vor allem in der Familie König durchaus Tradition hatten. Von der wirtschaftlichen Grundlage her gesehen sind beide Familien dem technisch-unternehmerischen Milieu zuzuordnen, was den jungen König trotz seiner großbürgerlichen Herkunft schon früh den industriellen Arbeitsalltag kennenlernen ließ. Der geschilderte wohlwollend-patriarchale Stil der Betriebsführung z.B. beim Großvater Julius König (S. 333) lehrte ihn früh die Achtung vor den „kleinen Leuten“, und dies durchaus auf dem Hintergrund des Wissens um die eigene soziale Höherstellung. Es ist hier sicherlich schon früh ein Gesellschaftsbild angelegt, das mit sozialer Ungleichheit als einem Faktum des Lebens umzugehen gelernt hat, diese aber durch Menschlichkeit des Umgangs und der Suche nach sozialer Gerechtigkeit zumindest zu mildern sucht.

Diese lebendigen Schilderungen des sozialen Umfeldes der Familien König und Godefroy gehen mit einer relativen Verslossenheit bezüglich des emotionalen Charakters dieser frühen Beziehungen einher, was sich später in seiner generellen Skepsis gegen eine allzu ausufernde Innenschau wiederfindet. Zwar hängt dies mit der allgemein zurückhaltenden Art seiner Generation zusammen, mit persönlichen Daten umzugehen. Bei René König führte dies aber darüber hinaus dazu, daß nicht nur die Beziehung zu den Eltern – die ihm z.B. durchaus nach Zürich geschrieben haben, auch wenn er es anders darstellt (S. 340) –, sondern später auch manch andere wichtige Beziehung weitgehend getilgt wurde und in den autobiographischen Texten keine Erwähnung findet.

Die Ausblendung betrifft besonders die langjährige Beziehung zu Irmalotte Masson (1904-1986, geb. Lewinsky, gesch. Guttmann), Promoventin an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät in Köln, mit der er seit ca. 1933 befreundet war. Sie mußte aufgrund ihrer jüdischen Herkunft Deutschland verlassen und emigrierte mit seiner Unterstützung zur gleichen Zeit wie er nach Zürich, wo sie eine Scheinheirat einging, um eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Sie wohnten zwar – sicherlich auch aus diesem Grunde – nicht zusammen. Die Beziehung ging aber erst 1945 entgültig auseinander, obgleich sie von René König wie auch von seinem Freundeskreis schon lange als problematisch wahrgenommen wurde. Ein Jahr darauf lernte er seine spätere Frau Irmgard Tillmanns (Jg. 1922) kennen. Während sie in „Leben im Widerspruch“ nur in einigen Nebenbemerkungen vorkommt, finden in den Texten aus dem Nachlaß ihr abenteuerlicher Grenzübertritt und die Umstände ihrer Heirat eine liebevolle Schilderung (S. 414ff.). Man muß sich also René König bei vielen der geschilderten Ereignisse und Episoden, vor wie nach 1945, in Begleitung einer Partnerin, bzw. später seiner Ehefrau vorstellen.

Der Versuch Königs, seine Familiengeschichte aufzuschreiben, fiel zunehmend mit dem Nachlassen seiner Kräfte und altersbedingter Krankheit zusammen, so daß sie – wie der zweite autobiographische Band insgesamt – unvollständig blieb. Dies lag auch daran, daß viele Informationen fehlten, da der Kontakt zur französischen Familie völlig abgebrochen war und auch Versuche, Seitenzweige der Familie König ausfindig zu machen, erfolglos aufgegeben werden mußten. Dieses Auseinanderbrechen der ehemals großen Familienkreise war ihm schon als junger Mann begegnet, als er sich als letzten männlichen Nachkommen der Familie König sah, und den damit verbundenen Pessimismus übertrug er auch auf seine Zweifel, ob seine Söhne die Familie König weiterführen würden.

Ohnehin suchten ihn in der letzten Lebensphase nochmals verstärkt die Schatten der Vergangenheit heim, was ihm durchaus bewußt war.

Dies erschwerte es ihm, im zweiten Band seiner Erinnerungen stärker die persönlichen Aspekte zu beleuchten. Und es zeigte sich die Grenze der für „Leben im Widerspruch“ gewählten Darstellungsform der Situationsanalyse, da sie ihn veranlaßte, auf die Ebene allgemeiner Betrachtungen zu gehen, wenn ihn die Erinnerungen zu sehr bedrängten oder sein Gedächtnis ihn im Stich ließ. So sind auch manche Fakten in diesem Teil, z.B. die Lebenswege der ehemaligen Wegbegleiter aus dem Verlag „Die Runde“, Wolfgang Frommel und Edwin Landau, durchaus überprüfungsbedürftig. Die Bearbeitung der Texte durch die Herausgeber hat dies zu korrigieren versucht, ohne die Absicht zu verfälschen. Die pessimistische Grundstimmung dieser letzten Texte wird im Resultat dadurch zwar abgeschwächt, was aber die Mischung aus Heiterkeit und Zorn, die René König zeitlebens ausgezeichnet hat, durchaus adäquat wiedergibt. So schreibt er selber im letzten Abschnitt von „Leben im Widerspruch“, er wolle, trotz der ständigen „Beschwörung dieser Vergangenheit von Widerspruch und Widerstand“ die Schilderung seines Lebensweges auf die Zukunft hin ausgerichtet sehen und jenen widmen, „denen die Frage zu lösen obliegen wird, wie man nach uns wird leben können“ (S. 316).

Auch in den Texten aus dem Nachlaß wird nochmals ein Blick ermöglicht auf ein Leben so voller Arbeit und Lebenslust, daß die nicht ausgeführten Arbeiten mit voller Berechtigung an die Nachgeborenen weitergegeben werden können. Dennoch bleibt manches nicht geschriebene Buch, das in seiner Person, seinen Plänen und seinen Erzählungen schon präsent war, zu vermissen. Aber man sollte auch hier nicht das Abbild des Lebens dem Leben selber vorziehen, was er immer zu lehren versucht hat.

## Anmerkungen:

- [1] Bei der Vorbereitung und Abfassung dieses Nachworts unterstützte mich mein Bruder Mario König mit Recherchen und zahlreichen Gesprächen.
- [2] Wenn nicht anders bibliographisch vermerkt oder durch den Zitations-Kontext ersichtlich, beziehen sich alle Seitenzahlen auf den vorliegenden Band.
- [3] Die enge Nachbarschaft von persönlicher und fachsoziologischer Darstellung zeigt auch der Aufsatz über „Die Situation der emigrierten deutschen Soziologen in Europa“ (König 1956, mit einem Epilog von 1981 wiederabgedruckt in König 1987, S. 298-328).
- [4] Zur besonderen Rolle der Juden für die Soziologie vgl. „Die Juden in der Soziologie“ (König 1961, wiederabgedruckt in König 1987, 329-342).
- [5] vgl. hierzu auch seinen Nachruf auf Werner Ziegenfuß in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (König 1976).

- [6] Darstellungen der wissenschaftlichen und besonders der soziologischen Entwicklungen und Debatten jener Zeit finden sich in mehreren Aufsätzen: „Zur Soziologie der Zwanziger Jahre oder Epilog zu zwei Revolutionen, die niemals stattgefunden haben, und was daraus für unsere Gegenwart resultiert“ (1961, wiederabgedruckt in 1987, S. 230-257), „Soziologie in Berlin um 1930“ (1981, wiederabgedruckt in 1987, S. 258-297), „Vom vermeintlichen Ende der deutschen Soziologie vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus“ (1984, wiederabgedruckt in 1987, S. 343-387).
- [7] Zum soziologischen Hintergrund dieser Haltung vgl. König (1962).

## Literatur:

- Alemann von, Heine; Kunz, Gerhard (1992)(Hg.), René König. Gesamtverzeichnis der Schriften. In der Spiegelung von Freunden, Schülern, Kollegen, Opladen.
- Bolte, Karl Martin (1989), René König und die Soziologie in Deutschland. Essay über das gleichnamige Buch, in: *Soziologische Revue* Jg. 12, S. 15-18.
- Boszormenyi-Nagy, Ivan; Spark, Geraldine M. (1981), *Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme*, Stuttgart (New York 1973).
- Fleck, Christian (1996)(Hg.), *Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen*, Opladen.
- Fröhlich, Gustav (1982), *Waren das Zeiten. Mein Film-Heldenleben*, München, Berlin.
- König, René (1943), *Sizilien. Ein Buch von Städten und Höhlen, von Fels und Lava und von der großen Freiheit des Vulkans*, Zürich.
- Ders. (1962), *Freiheit und Selbstentfremdung in soziologischer Sicht*, in: Ders., *Studien zur Soziologie*, Frankfurt/Hamburg, S. 69-86.
- Ders. (1965), *Soziologische Orientierungen. Vorträge und Aufsätze*, Köln.
- Ders. (1967a), *Die Beobachtung*, in: Ders. (Hg.) *Handbuch der empirischen Sozialforschung* Bd. 2, Stuttgart, S. 1-65 (zuerst 1962).
- Ders. (1967b)(Hg.), *Fischer-Lexicon Soziologie*, Frankfurt (zuerst 1958).
- Ders. (1974), *Materialien zur Soziologie der Familie*, 2. erweiterte Auflage, Köln.
- Ders. (1976), *In Memoriam Werner Ziegenfuß*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 28, S. 188-190.
- Ders. (1979), *Einige Bemerkungen über die Bedeutung der empirischen Forschung für die Soziologie*, in: *Handbuch der empirischen Sozialforschung* Bd. 14, S. 344-375 (zuerst 1969).
- Ders. (1987), *Soziologie in Deutschland. Begründer – Verächter – Verfechter*, München.
- Kohli, Martin (1981), „Von uns selber schweigen wir.“ *Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten*, in: Wolf Lepenies (Hg.) *Geschichte der Soziologie*, Bd. 1, Frankfurt, S. 428-465.
- Löwith, Karl (1928), *Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen*, in: *Sämtliche Schriften* Bd. 1, *Mensch und Menschenwelt. Beiträge zur Anthropologie*, Stuttgart 1981, S. 9-197.

- Rosenmayr, Leopold (1993), René König, in: Österreichische Akademie der Wissenschaften, Almanach 1992/93, 143. Jahrgang, Wien, S. 425-435.
- Silbermann, Alphons (1989), Verwandlungen. Eine Autobiographie, Bergisch Gladbach.
- Stierlin, Helm (1978), Delegation und Familie, Frankfurt.
- Ziegler, Rolf (1998), In Memoriam René König. Für eine Soziologie in moralischer Absicht, in: Michael Klein, Oliver König (Hg.), René König. Soziologe und Humanist. Texte aus vier Jahrzehnten, Opladen, S. 20-32.
- Zürcher, Markus (1995), Unterbrochene Tradition. Die Anfänge der Soziologie in der Schweiz, Zürich.